

Den Fremden, der mit Friedrich sprach und den Wilhelm nicht kannte, kannte Friedrich wohl. Er kannte den Maurergesellen Bernhard, Anna's Bruder.

Anna's ältester Bruder hatte keine Lust zur Landwirthschaft gehabt und war dafür Maurer geworden. Obzwar das kleine Besizthum des Vaters durch Schulden übermäßig belastet, und es war schwer voranzuziehen, ob, wenn der Vater stirbt, der künftige Erbe das kleine Gütchen wirklich werden erhalten können. Der zweite Sohn Gottlieb jedoch war daheim geblieben und ersparte so dem Vater den Knecht, den er sonst hätte halten müssen. Bernhard aber mußte bald erkennen, daß ihm das Sprüchwort gelegen: Handwerk hat einen goldenen Boden. Er mußte ein mühseliges Leben führen und wiederholt noch die Unterstützung des Vaters in Anspruch nehmen, bis ihm dieser endlich rund heraus und ein für allemal erklärte: er könne durchaus nichts mehr vom Hause erwarten und man wolle gar nichts mehr von ihm hören, wenn es nur Klagen und Bitten sein sollten.

So waren denn auch Jahre vergangen, in denen man nichts von ihm gehört hatte. In einer nicht allzu entfernten kleinen Stadt hatte er Heimath und Arbeit gefunden, geheirathet und hatte bereits mehrere Kinder. Jetzt war es Trost, daß er nicht wieder nach seinen Eltern fragte. Lange dauerte auch seine verbesserte Lebenslage nicht. Als schlimme Zeiten kamen, hervorgerufen durch Mißwachs und durch die Aussicht auf Unruhen in und außer dem Lande, die leicht zu einem unheilvollen Kriege führen konnten, war es bald mit der Arbeit wieder vorbei, da die Hauspeculationen plötzlich nachließen, und auch sonst Niemand an seinen Gebäuden Reparaturen, die nicht sein mußten, geschweige denn Verschönerungen vornehmen ließ. Dazu war Alles theuer geworden und Bernhards Familie immer zahlreicher. Die Frau, die erst als Wäscherin auch etwas hatte zur Haushaltung verdienen können, vermochte dies längst nicht mehr, da die vielen Kinder ihr Arbeit genug machten. Je weniger aber Bernhard Arbeit hatte, desto mehr bildete sich eine Verbitterung seines Charakters aus, die schon seine früheren Lebenserfahrungen in ihm erweckt hatten. Dabei suchte er Trost im Branntwein und wollte darin seine finstern Gedanken ertränken; aber im Gegentheil wuchsen sie ihm immer schrecklicher empor durch die äußere Aufregung, in die er sich versetzte. Je seltener er bei der Arbeit sein konnte, weil es für ihn fast keine mehr gab, je öfter sah er in der Schänke, und je mehr er trank, je weniger hatte er mit den Seinen zu essen, ja, es kam so weit, daß eins seiner Kinder, das schwächliche, den Entbehrungen erlag und starb.

Bernhard ward immer verzweifelter; und nicht nur, daß er litt mit den Seinen, viele seiner Kameraden litten wie er. Das machte böses Blut unter den arbeitlosen Maurern und oft, wenn mehre von ihnen in der Schänke beisammen saßen, sprachen sie viel von ihren Leiden und von denen, welche sie als die nächsten Urheber derselben betrachteten. „Wenn man uns keine Arbeit giebt und wir ohne Arbeit mit den Unsrigen verhungern, so müssen wir wohl sehen, wo wir welche herbekommen; wir müssen sie uns gewaltsam verschaffen!“

Diese Worte hatte einst einer der müßigen Maurer gesagt; die Anderen hatten sie nicht gleich gefaßt, aber sie hatten sie am andern Tage verstanden, als es auf einem Dorfe bei einem reichen Gutsbesitzer brannte. Bernhard vergaß die Worte und die That nicht wieder. Er kannte einen reichen Gutsherrn in der Nähe seiner Heimath als einen geizigen und harten Mann, welcher die vielen Tausende, die er jährlich einnahm, meist im Auslande vergeudete und daheim mit seinem Getreide und seinem Capitale noch Bucher trieb. Eines Tages machte sich Bernhard auf und wanderte dorthin. „Wenn der Reiche nicht mehr hat, wo er sein Haupt hinlegt, läßt er sich seinen Palast wieder bauen, gewöhnlich prachtvoller als zuvor, und so muß er den armen Arbeitern endlich Arbeit geben. Er kann es, denn er lebt im Ueberfluß, und die Arme wollen nur, daß der Reiche ihre Arbeitskräfte benutze und ihnen dadurch zu leben erlaube.“ So machte er seine Schlussfolgerungen für sich, ging in das wohlbekannte Dorf und steckte von mehreren Seiten das Gut des hartherzigen Reichen an, der sich bisher geweigert Bernhard Arbeit zu geben und seine bittenden Kinder hart abgewiesen hatte. Wie es in hellen Flammen stand, und man auf ihn, aber ohne ihn persönlich zu erkennen, als auf einen verdächtigen Menschen wies, entfloß er.

So kam er athemlos durch den Wald und an die Stelle, in der sein früherer Schulkamerad Friedrich von seinem Liebesglück träumte. Bernhard kannte ihn von früher Jugend her, er hatte ihn auch vor ein paar Jahren einmal wiedergesehen, und als er jetzt die Betsolger hinter sich ahnte, vertraute er sich dem braven jugendlichen Freunde, damit dieser ihn verberge.

„Morddönnner!“ hatte Friedrich zuerst entsezt gerufen.

Aber wie Bernhard in entseztlicher Angst von Weib und Kindern, von seiner Noth sprach, von der Verzweiflung der Armuth, von der Hartherzigkeit und Strenge des reichen Gutsbesizers, an dem er jetzt einen Frevel begangen, endlich von den grauen Haaren seiner ehrlichen Eltern und zuletzt